

zu betrachten verschafft interessante und überraschende Einblicke, etwa den, daß Religion weit weniger privatisiert erscheint, als es sonst herrschende Meinung ist: Diese Art der Religion ist zwar kein kirchliches, trotzdem aber durchaus ein überindividuelles, gesellschaftliches Phänomen. *K. N.*

THOMAS STERNBERG (Hrsg.), *Neue Formen der Schriftauslegung?* Verlag Herder, Freiburg – Basel – Wien 1992, 168 S., 39,80 DM.

Der Band – er geht auf eine Tagung im Franz-Hitze-Haus in Münster zurück – stellt nicht in extenso neue Formen der Schriftauslegung vor. Das thematische Schwergewicht liegt vielmehr auf der Frage, welchen Platz die historisch-kritische Exegese im Gesamtprozeß kirchlicher Schriftauslegung einnimmt, warum sie schlechterdings unverzichtbar ist und wo gleichzeitig ihre Grenzen liegen. Der Alttestamentler Christoph Dohmen setzt sich in seinem Beitrag mit den heutigen Anfragen an die historisch-kritische Exegese auseinander und zeigt, daß die unerläßliche Rückfrage nach dem Textsinn durch das Instrumentarium der historisch-kritischen Methode durch die Erhebung des „Rezeptionssinns“ ergänzt werden muß: Schriftauslegung hat immer mit „mehreren Sinnen“ der Schrift zu tun und bleibt nur dann lebendig, „wenn in ihr die Synchronie und die Diachronie der Glaubensgeschichte sichtbar bleiben“ (S.66). Der Neutestamentler Thomas Söding befaßt sich im zweiten Beitrag des Bandes mit der theologischen Legitimität der historisch-kritischen Exegese. Dabei macht er deutlich, wie sehr die für den christlichen Glauben konstitutive Geschichtlichkeit der Offenbarung die Auslegung der biblischen Texte als geschichtliche Zeugnisse fordert: Der theologische Ort historisch-kritischer Exegese liegt vor allem dort, „wo die Theologie als ganze und die Ekklēsia darauf angewiesen ist, zu einem immer neuen Hinschauen auf die ursprüngliche Gestalt des alt- und neutestamentlichen Evangeliums angehalten

und angeleitet zu werden“ (S.115). Söding plädiert gleichzeitig für die Entwicklung eines hermeneutisch-theologischen Problembewußtseins für die Exegese, damit sie so der Schrift als Wort Gottes gerecht werden und sich im Ganzen von Theologie und kirchlicher Schriftauslegung angemessen verorten kann. Im dritten Beitrag bricht der Patrologe Christoph Jacob seine Lanze für die Allegorese als Auslegungsmethode der Väterzeit, ohne ihre problematischen Seiten zu überspielen. Er stellt die Frage, ob es in Zukunft nicht möglich sein werde, „Exegese und Allegorese nicht in einem unversöhnlichen Gegensatz, sondern als zwei in ihrer je eigenen Hermeneutik sinnvolle und wertvolle Interpretationsansätze zu sehen“ (S.163). Insgesamt liefert der Band aus der Reihe der „*Quaestiones disputatae*“ wichtige Hinweise für eine konstruktive Weiterführung der Diskussion um Formen und Ziele der Schriftauslegung. *U. R.*

HARTMUT VON HENTIG, *Glaube. Fluchten aus der Aufklärung.* Patmos-Verlag, Düsseldorf 1992, 142 S., 26,80 DM.

Der Reiz dieses sehr anregend geschriebenen Essays, der bisweilen den Charakter einer Streitschrift annimmt, besteht darin, daß hier ein engagierter Christ aus einer bewußt nicht theologisch-professionellen Perspektive schreibt, was ihm zur gegenwärtigen geistig-geistlichen Verfassung unserer Gesellschaft einfällt. Sie ist für Hentig in erster Linie durch eine abgerissene und verweigerte Verständigung „über die Voraussetzungen der Gemeinsamkeit unseres Lebens“ charakterisiert. Die für den Essay zentrale Suche nach dem „Wendepunkt unserer Zeit“, an dem der nach Orientierung suchende Mensch seine Wendung vollziehen kann bzw. könnte, entfaltet der protestantische Pädagoge in fünf Fragen: nach dem Stellenwert, den der Glaube für die Mehrzahl der Menschen heute überhaupt noch haben kann; den möglichen Anlässen, die zum Glauben hin

oder ganz weg führen; der Möglichkeit der Verständigung zwischen Gläubigen und Ungläubigen; der Lehrbarkeit von Glauben; nach dem Glauben, der Aussicht hat, „der Verwirrung, der Angst, dem Zynismus, der Resignation abzuwehren, die die Menschen angesichts der ‚gedeuteten Welt‘ und ihrer Sinnlosigkeit befallen“. Hentig antwortet unbehaglich: Indem er einen ermatteten und erloschenen Glauben für das Ausbleiben rationaler Verständigung und die Vorherrschaft „platter rationalistisch-materialistischer Welterklärungen“ verantwortlich macht, einen Glauben, der hermetisch verschlossen unter Berufung auf Glaubenserfahrung, nicht mehr vermittelbar ist; indem er Versuche, den Glauben zu lehren, kritisiert, die aus dem Bedürfnis heraus, nahe am Leben der Menschen zu sein, Religion in den Lebenserscheinungen zum Verschwinden bringen. Er zeigt mit einigen Seitenhieben gegen Theologen, Religionspädagogen und Katecheten –, wo das Bemühen um den christlichen Glauben selbst schon von „metaphysischer Auszehrung“, „geistlicher Armut“ und der „Immunschwäche Postmoderne“ angegriffen ist. Und welcher Glaube heute? Als Bedingung von Glauben nennt Hentig zuerst – rückgebunden an das Grundproblem der Verständigung über das, was Basis einer humanisierten Welt sein kann – fünf Erwartungen an Religion: Ein Gott, der nicht als Person gedacht wird, der dennoch einer ist, auf den man sein Leben gründen kann, die Integration der ganzen Schöpfung, prinzipielle Offenheit für alle, Glaubhaftigkeit ohne die Forderung nach besonderer Glaubenserfahrung und Einklang mit der menschlichen Vernunft. Zur Formulierung dessen jedoch, was ihn heute glauben läßt, bemüht Hentig Heinz Zahrnt: „Ich glaube an den, an den Christus geglaubt und den er Gott genannt hat. Wer das ist, weiß ich nicht, aber ich weiß, wie Christus geglaubt hat“ (138). Es seien nicht die Worte, die den Glauben beglaubigen, sondern die Person, unterstreicht Hentig diese Aussage, die zugleich eine Art Resümee des in seinen vielen Facetten zur Auseinandersetzung reizenden Buches ist. *A. F.*